

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dath, Dietmar
Leider bin ich tot

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4654
978-3-518-46654-4

suhrkamp nova

Dietmar Dath

Leider bin ich tot

Roman

Suhrkamp

Die Coverillustration wurde von Oliver Scheibler gestaltet.

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4654

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46654-4

Leider bin ich tot

*Hier ist kein Jude noch Grieche,
hier ist kein Knecht noch Freier,
hier ist kein Mann noch Weib;
denn ihr seid allzumal einer
in Christo Jesu.*

Galater 3:28

*Some say prayers
I say mine*

Andrew Eldritch

1 : Niemals nacheinander

Abel wartete und atmete. Er dachte an früher, vor zwanzig Jahren, in der Schule, als man ihn »deutscher Perser« oder »blonder Perser« genannt hatte – das war eine Idee der lustigen Kerstin gewesen, einer Mitschülerin mit Katzentick. Perser: einerseits ein Kater, andererseits auch ein Junge mit iranischer Mutter, deutschem Vater.

Man kann, fiel Abel ein, Wörter verwechseln und Dinge. Der Himmel war der Fluss. Wasser und Luft standen nie still. Abels Hände leuchteten rot und kalt. Sie wollten frieren, als Buße. Denn sie hatten sich von der Wange zurückgezogen, die sie hätten streicheln sollen. Hinter dem blonden Perser stand die Tate Modern. Der Museumsbau leuchtete ziegelrot. Innen brannten schlaue Feuer, einige zu schlau; manche still, viele lärmend. Einige spiegelten etwas. Andere nichts. Abel liebte Spiegel. Aber der Himmel und der Fluss waren keine.

Auf der Millennium Bridge, zur Rechten des Deutschen, fotografierten Japanerinnen und Portugiesen einander mit Spielzeugtelefonen. Dahinter schämte sich Shakespeares Theater. Eltern rissen Witze: »Oi! You look like your nose might fall off, all frozen stiff like that!« Kinder widersprachen der guten Laune: Eins forderte trotzig Grillwurst, das andere trat mit Wut gegen Geländer.

Abels helles Hemd mit schmalen apfelgrünen Streifen schien zu behaupten, er sei eine stolze Pflanze. Sein schwerer Mantel aus rauchgrauer Schafswolle zeigte ihn eher als genügsames Tier, während seine teure Strickweste, aquamarin, einen Filmstar beim Besuch einer Auktion chinesischen Porzellans angemessen kleiden würde. Pflanze, Tier, Star? Und die grauen Flanellhosen? Irgendwo musste das australische Geld ja hin.

Abels Gesicht, kantig, schmal, sonnengewohnt, schwieg sich aus.

Der Fluss faltete splitttriges Grau in sein Silber. Winter rollte vorbei, unmenschlich schön wie die blauroten Höhen über den Ge-

bäuden auf der anderen Seite der Themse, imperiale Fassaden, von Milchdampf gewaschen.

Abel schloss die Augen, ballte die Hände zu kalten Fäusten in den Manteltaschen. Dann spielte er mit den Fingern Sachensuchen. Die Kuppen erkannten Krümel und Münzen. Er öffnete die Augen und dachte: Ich muss mich schämen. Wenigstens bin ich ein großer Künstler, »Wald statt Bäumen« ist ein wichtiger Film. Vergesst den Autor, liebt das Werk. Abel dachte an Ceecee, die gern in solchen Parolen dachte.

Ceecee: Cyan Cerulean.

Die Wandelbare: Er dachte an ihr Haar, bürstenkurz, erst schwarz, dann froschgrün, dann giftig orange, jetzt himmelblau. An ihr großes Kruzifix auf der Brust – wie bei Madonna früher. Ohne Ceecee hätte er »Wald statt Bäumen« nicht bezahlen können. Sie fand leicht Geld, das sich langweilte.

Abels Hauptfinanzier, ein »Uncle Wyatt« aus Australien, war großzügig wie ein Renaissancepapst; der Vergleich stammte von Cyan. Ihr schuldete Abel inzwischen mehr als Geld: Sie hatte ihn aus zähem Selbstekel befreit, mit *pep talks*, wie sie's nannte. Man konnte sich von ihr um drei Uhr nachts in den Arm nehmen lassen, weinen wie ein Baby und dabei alles gestehen, sogar Erfundenes.

Kühler Wind griff in Abels lichtblonde Haare, eine wellige Zufallsskulptur, mit schnellen Fingern vor dem Spiegel geformt. Abel suchte zwischen Krümeln und Staub nach Reichtümern in den Taschen. Hausstaub, wusste er, bestand zum größten Teil aus Resten menschlicher Haut. Die Partikel im Mantel waren überdies Fetzen von toten Bienen und Schlangen, Skorpionen und Wespen. Die Finger fanden eine Münze, holten sie hervor. Abels Blick wurde klarer: Kein Spiegel war das Geldstück, aber es schenkte ihm Reflexlicht, eine weitere Beruhigung. Abel sah von der Münzkante weg ins Große, betrachtete die Luft, die man nicht sehen konnte, wie sie überm Strom in die Höhe wollte. Kräftigen Winden gelang es. Sie leckten zwischen den Wolken nach Richtungen, die nicht Ost hießen oder West, Nord oder Süd; Richtungen, die man noch taufen musste. Je höher die Winde, desto schneller bewegt: ein Gesetz.

Abel glaubte, er könnte hier unten spüren, wie sich die Atmosphäre langsam ins Weltall verflüchtigte; allein drei Kilo Wasserstoff pro Sekunde, hatte Nasrin ihm einmal erklärt. Unter den Sohlen der neuen Schuhe drehte sich der Planet.

Nasrin setāreh hā´i rā be panjareh ash chasbāndeh.

Reich, bewundert, ohne Weg und Schutz: Abel dachte an Wolf.

Den fürchtete er, weil er zu viel wusste.

Die Münze, die Abel blinken ließ, war hübsch: Five Pence, klein, sauber, vorn Tierkörperteile aufgeprägt, hinten die Königin Elizabeth, II D G REG F D 2012, das Jahr im Datum bereits auf dem Rückzug, nur wenige Stunden noch aktuell.

Abel schnippte die Münze in die Luft. Sie wollte im Fallen blitzen; es war nicht mehr genug Sonne da. Fünf Pence fielen ins Wasser. Abel zog sich den Mantelkragen hoch.

Wir waren im Begriff, Gott endlich wieder leidzutun.

In Frankfurt lief Wolf zum Gate, als trüge er Langlauflatten an den Füßen. Alles, was ihm gehörte, hatte er in eine Nylontasche gepackt und trug sie auf der Schulter, als Handgepäck.

Der letzte Aufruf plärrte: »Passagiere nach London Heathrow Flug LH 456 werden gebeten ...«

Wieland Schulte, den im Kindergarten ein Kind Wolf getauft hatte, wollte nach London, zu Abel Reinhardt. Es ging darum, ob man die Vergangenheit von der Zukunft her einholen konnte. Daher die Rennerei, daher der Schweiß auf dem Nasenrücken. Zögern darf kein Krieger, Scherben bringen Bauchweh. Eine dünne Frau stakste in Wolfs Gesichtsfeld. Ihre Schuhe waren grellgelb, zwei zerknautschte Pudel. Wolf dachte: Wozu bindet man sich Zitronenpudel an die Füße? Die Frau blähte ihr schmales Gesicht auf, als sie sah, wie Wolf auf sie zufiel. Wolf blieb keine Zeit zum Lachen. Er sprang zur Seite. Seine Tasche schwang nach rechts; ihr stumpfes Ende traf eine Flughafenangestellte. Die hatte gerade versucht, einen Rollstuhl aus einem Aufzug zu ziehen. Das Gerät mochte weder gezogen noch geschoben werden. Drin saß ein Mädchen, das in zwei Wochen siebzehn Jahre alt werden sollte. Die Augen des Mädchens

guckten, als fänden sie das Leben mühsam, aber nicht uninteressant.

Die Flughafenfrau strauchelte, stöhnte: Der eingenähte Metallrahmen der Tasche hatte sie am Kinn unterhalb der linken Wange getroffen. Das Mädchen blinzelte. Die Rollstuhlräder stellten sich quer. Der Kopf der jungen Frau, die Nathalie Echle hieß, nickte in seltsamem Winkel nach vorne. In den Nasenlöchern steckten zwei Spitzen einer Gabel aus Plastik. Die Gabel saß auf einem dünnen meergrünen Schlauch, der zu einer teerschwärzen Flasche führte, aufgehängt an der rechten Armlehne des Rollstuhls. Die Flasche half Nathalie Echle beim Leben.

Die Uniformierte riss die Arme hoch und griff nach der Tasche, die ihr Feind war. Als die Tasche vorwärts- und nach rechts fiel, riss sie Wolf, der an ihr hing, mit sich auf den Rollstuhl. Der kippte nach links. Sein Servomotor brüllte die Räder an. Sie gehorchten nicht. Das Gerät fiel um. Nathalie Echle riss die Augen auf und öffnete den Mund zu einem klagenden Laut. Drei Personen stürzten mit dem Rollstuhl zu Boden.

Die Flughafenfrau ließ die Tasche los und warf sich japsend zur Seite. Wolf rollte damit rückwärts auf den Oberkörper des Mädchens. Schwache Arme versuchten, sich zu wehren. Wolf zuckte zusammen, schlug aus. Spürte fahriges Wedel auf der Stirn, lebende Schatten. Er schrie, atmete heiße Empörung. Eckig bewegt fand er auf die Knie. Jetzt traf ihn der linke Ellenbogen des Mädchens zwischen den Rippen: ein heftiger, spitzer Stoß, dicht überm Herzen. Seine rechte Hand wischte nach Nathalie; eine klatschende Ohrfeige traf sie. Ihre Rechte krampfte sich zur Kralle. Wut heulte aus dem Mund des Mädchens. Beide Hände flatterten hoch, wollten Wolf vertreiben. Ein Finger streifte sein linkes Augenlid.

Wolf antwortete mit einem Fausthieb. Er spürte mehr in diesem Kampf als nur sich und die Frau: einen Hund mit Dornenzähnen, die ihm an die Kehle wollten, und in der Frau steckte jemand Unmögliches, ein Feind, ein Teufel. Er sah ihn lachen, während sie schrie. Er sah ihn spucken, mit den Augen rollen und sich freuen, so dass Wolf brüllte: »Da! Da ist wer drin! Da ist einer! Steckt einer drin!«

Er und die junge Frau traten und trampelten. Aus der Plastikgabel, die nicht mehr in Nathalies Nase steckte, lispelten Flüche. Menschen bellten und fuchtelten, liefen zusammen. Eine Bedienung der Snackbar, Reisende, Flughafenzöllisten. Zu viele Arme und Beine verwirrten Wolf.

»In ihr drin! Einer drin!«, kreischte er in Todesangst. Jemand umfasste ihn von hinten, hob ihn von der Frau, deren Gesicht zur Maske gefroren war und deren rechtes Auge in Blut schwamm. Wolf fragte sich benommen: Wo kommt das her? Das Blut? Wer sind die Männer, die mich an die Wand drücken?

Es waren Sanitäter. Sie traktierten ihn mit gezielten Hieben, die ihn zwingen sollten, die Gegenwehr aufzugeben. Fragen zerbrachen ihm im Mund. Schockierte Zuschauer schimpften. Jemand bog Wolf die Arme auf den Rücken. Zwei Leute nahmen ihn in ihre Mitte, brachten ihn weg. Er fühlte sich undeutlich festgenommen, dann unverstündlich verhört. Die Lampe, die ihm ins Gesicht schien, hatte keine Energiesparbirne. Er fand: Gäbe es Menschen, die auf einer Scherbe oder einem Messer tanzen können, bräuchten wir keine Götter. »In ... in ihr ist ... da ist ...«

Speichel und Blut troffen ihm aus dem Mund.

»Einer ... jemand ... drin ... der ... der Böse ...«

Ordnung brachte ihn zum Schweigen.

Im Korridor der Mainzer Landstraße nahmen kühle Winde Fahrt auf. Zwischen den glatten Häuserfronten trat ein alter, seit Jahrzehnten unzufriedener Mann, Kurt Schulte, in ausgebleichten Jeans und hirschröter Wildlederjacke aus Regen und Dunkelheit. Vor dem Kiosk drückten sich Menschen herum. Kurt bat den Betreiber, der drinnen im Warmen stand: »Drei Feuerzeuge.«

»Kaffee?«, fragte der Mann. Seine Augen waren dunkler als sein Haar, das Haar war dunkler als der Bartschatten am Kinn, der Bartschatten wieder war dunkler als die Ringe unterm gutmütigen Blick. Kurt Schulte sah Menschen gern in Schwarzweiß. Er dachte: Ausländer.

»Drei Feuerzeuge«, wiederholte er.

Kurt hatte Duftkerzen daheim und wollte mit Geruch heizen.

»Okay«, sagte der Mann und hob eine Schachtel aus einem niedrigen Regalfach.

Da lagen bunte Feuerzeuge.

Er nahm ein grünes heraus. Kurt Schulte sagte: »Drei bitte. Drei Feuerzeuge.«

Ein Verwahrloster fiel von der Seite gegen ihn. Er hauchte gemeinen Atem. Kurt verzog den Mund. Federweich prallte der Penner von ihm ab, fing sich, stand unbestimmt anklagend da.

Wippend. Lästig. Auf seine Art lange tot. Der Kioskmensch nahm zwei weitere Feuerzeuge aus dem Karton. Kurt sammelte sie ein.

»Drei Euro.«

Kurt bezahlte. Er steckte die winzigen Flammenwerfer in die rechte Hosentasche, duckte sich neben dem Verwahrlosten weg und ging. Der Tote maulte ihm nach: »Was braucht denn ... braucht denn der ... denn da drei Feuerzeuge da ... da denn?«

Kurt grollte beiden, dem Armen und dem andern: Der Ausländer, fand Kurt, hatte ihn schlecht bedient. Ich könnte, dachte er, mir daran selbst die Schuld geben, weil ich drei Feuerzeuge auf einmal haben will. Das versteht der nicht. Ich habe mich zwei Stunden lang geärgert, dass in meiner Wohnung kein Feuerzeug und kein Streichholz zu finden waren, dafür aber zwei Duftkerzen, auch sechs Teelichter.

Kerzen ohne Feuer, Suppe ohne Löffel, Deutschland ohne Führung. Der Zustand war ein Leben, wie die Sprache eins ist. Deshalb, so betete Kurt bei sich, ihr Völker der Welt, deshalb brauche ich das Gefühl, dass ich so viele Feuerzeuge kaufen kann, wie ich will.

Zwei wären zu wenige, vier zu viele. Das Entscheidende ist, dass der Ausländer das, was ich von ihm wollte, nicht gehört hat, weil er es sich nicht vorstellen konnte. Weil es nicht üblich ist. Ein Feuerzeug? Ein einzelnes? Das widerfährt ihm dauernd. Aber drei? Das will niemand. Die Leute werden von ihren Erfahrungen kommandiert.

Der scharfe Regen wurde zum eisigen Guss.

Falsche Götter starben schneller als echte Menschen.

»Also du heißt so wie eine Farbe?« Mit diesen Worten hatte Abel die neue Assistentin begrüßt: Cyan.

Sein Problem damals hieß Wirtschaftskrise. Cyan versprach, zu telefonieren.

Abel fing mit den Dreharbeiten an. Schnell gingen ihm alle am Set auf die Nerven: Der Kamerachef verbiss sich in seinen Operator, weil der etwas anderes sehen wollte, als jener sah. Der Elektriker trat sich selbst auf die Füße. Der Best Boy stolperte über Kabel, die es gar nicht gab. Der kleine Belgier an den Rollwägelchen wurde regelmäßig von seinen Drogen überfahren. Was waren das für Menschen? Woher kamen sie? Dummheit ist die Bosheit der Faulen, fand Abel.

Cyan Cerulean wusste, als er ihren Namen seltsam fand, sofort eine Erwiderung: »Yes. It's a kind of blue. Like you.«

Von da an hörte er sie gerne sprechen. Ihr Deutsch war fehlerfrei, der Akzent britisch oder australisch, je nachdem, was Abel über ihre Herkunft gerade glauben wollte. Das kleine Gesicht, von lieblichster Bosheit, beglaubigte mit seinem Ich-kann-kein-Wässerchen-trüben-Lächeln alle Gerüchte, die Ceecee mit Underground-Pornographie und Schlimmerem in Verbindung brachten.

»Blue?«, fragte Abel.

»Cyan und Cerulean. Es sind Sorten von Blau. Aber dein Name, der ist auch lustig. Du bist der neue Lieblingsdeutsche in den Filmzeitschriften, right? ›Film Comment‹ und ›Sight and Sound‹ und so. Sie lieben dich, weil du so heißt: Abel Reinhardt. Denn Engländer und Amerikaner denken: Able, der kann was. Stimmt ja auch. I like your work. It's ... classy. Die Skripte. Deine präzisen Shot Lists und Kameradiagramme, so ... genau, dass man sie nur ... überfliegen ... muss und die Augen zumachen. Schon läuft der Film im Kopf.«

Sie zeigte Zähne.

Er dachte: Sie flirtet.

Er sagte: »Du wolltest dir das also einfach mal ansehen, diesen Kritikerliebling?«

Sie sagte: »Ich will wissen, ist es nur Kunst? Kunst können heu-

te alle. Oder do you mean business? Ich will dich, whattayacall ... ernst nehmen.«

In ihrem Wort »Business« steckte ein Angebot. Man hatte ihm von ihren Verbindungen berichtet. Sie kannte Geldleute. Sie kannte Kunstleute. Sie hatte mit großen Namen gearbeitet, Assayas, Serebrennikov. Industrie, Leute von den Festivals, vom BFI: Cyan kannte alle. Alle kannten Cyan.

Er brummte: »Ich will, dass Leute den Film sehen und erleben können, die überhaupt keine Fantasie haben. Dass er selbst denen was gibt. Deshalb müssen wir ihn durchsetzen. Bezahlen, beschützen.«

»Then we have a deal«, sagte sie und gab ihm ihre kühle Hand.

Bald saßen sie gemeinsam im Dunkeln, um die Farbsättigung der ersten Szenen zu prüfen. Wände aus Nacht um sie saugten alle Zweifel auf.

Cyan sagte: »We'll have funding in no time. Diese Gräser. Das ist wicked ... böse.«

Frühe Chancen, gründlich verpasst.

Nasrin spielte in jenem Sommer noch mit Puppen.

Ihr Vater kaufte ihr Kinderzeitschriften, in denen alles rosa war, knallgrün oder sternstaubglitzernd. Nasrin pirāhani rā mikhāhad ke mesle yek āieneh bāshad.

Wenn Nasrin lachte, hörte man Glöckchen. Wolf hatte keine Schwierigkeiten damit, Abels kleine Schwester zu mögen. Er gab ihr von seinen silbernen Stäbchen ab, als sie zu dritt auf der niedrigen Mauer saßen. In der Mauer steckten Glasscherben. Unter der Mauer wohnten Eidechsen, Ameisen, Käfer. Das war der trockene, italienische Urlaubssommer 1985.

Wolf und Abel hatten eben das Rauchen ohne Feuer und Tabak erfunden. Zu dritt hockten die Kinder auf dem westlichen Rest der anderthalb Meter hohen Umfassung des Vorhofs der Reinhardt'schen Villa. Die beiden Jungs trugen blasse T-Shirts, über den Knien schiefgefetzte kurze Hose. Die *pre-teen princess* neben ihnen schlackerte im gelbroten Kleidchen mit den Beinen. Madon-

nas »Into the Groove« pumpte Blut durch die Menschen. Das Stück hörte in diesem Sommer nie auf, ein Herz aus heißem Teer.

Nasrins Mutter Simin tanzte dazu ständig durch alle Räume, diese innen weiß verputzten, leeren Versprechungen ihres reichen Mannes, Tag und Nacht. Die Musik kam vom neuesten Spielzeug; es hatte hunderte von Mark gekostet und war die Zukunft; ein CD-Player.

Die jungen Leute auf der Mauer kamen sich reifer vor als die Mutter und ihre seltsame Freundin, eine Lehrerin, die Gundolf Reinhardt ebenfalls eingeladen hatte.

Die drei Erwachsenen wollten irgendetwas Unanständiges voneinander. Die Kinder spürten, dass die Verhandlungen darüber den ganzen Sommer dauern würden. Sie hatten recht.

Wolf, Abel und Nasrin vertrieben sich die Zeit mit etwas, das sie »neu Rauchen« nannten.

Die Wahrheit war: Sie saugten in Mineralwasser gelöstes Jodsalz aus kleinen, selbstgedrehten Zigarillos, deren Hülle weder Papier noch Tabakblatt war, sondern Aluminiumfolie. Sie sahen dabei aus wie Menschen in Filmen, die sie gesehen hatten: Abel glich Clint Eastwood in »Pale Rider«, Wolf ähnelte Mel Gibson aus »Mad Max III – Jenseits der Donnerkuppel«, und Nasrin wollte Carrie Fisher als Leia in »Die Rückkehr der Jedi-Ritter« sein – diesen Film, der im Weltraum spielte, hatte Nasrin letzte Weihnachten auf Video gesehen, mit den Jungs.

Das neue Rauchen war nicht echt, erhöhte aber die Schärfe der Selbstwahrnehmung hinter den Grimassen aus Filmen. Wolf war mit dem Karton Jodsalz angekommen, »wegen Schilddrüse«. Sein Vater sah streng auf die Ernährung des Sohnes. Zwischen dem fünften und dem zwölften Lebensjahr, der schwierigsten Zeit für die Familie Schulte, war Wolf nahezu ununterbrochen krank gewesen. Erst seit einigen Monaten pegelte sich sein Körper auf menschenübliche Zustände ein.

Als er Wolfs Salzsachtel sah, kam Abel die Idee mit den imaginären Zigaretten: Man riss ein kleines Plättchen von einer Rolle Alufolie, streute eine Linie drauf – auch das kam aus dem Kino, Va-

ter Reinhardt hatte seinen Sohn vor kurzem in einen Film mitgenommen, in dem unter Exilkubanern in der Stadt Miami maßlos gekokst wurde –, und feuchtete diese Linie mit drei, vier Tropfen Mineralwasser an, bis eine weißliche, zähe Masse entstand.

Abel führte Regie: »Pass auf, du legst den Finger auf den Flaschenhals, so, machst ihn nass, richtig nass, hältst ihn über das Salz, lässt es abtropfen.«

Nach diesen Anweisungen drehte und krumpelte man ein Stäbchen zurecht, knickte es vorne ein, ließ es hinten offen, steckte es in den Mund und saugte: ziehende Glätte, scharfe Irritation. Nach fünf, sechs von den Dingen spürte man kleine Schnitte in der Zunge. Ohne derlei, wussten die drei, war's keine Sucht: Vom Suff kriegte man Leberzirrhose, von Nikotin Lungenkrebs, vom Koksen zerfressene Nasenscheidewände, von den Aluzigarillos also Wunden in der Zunge.

Wölkchen wie Hasenfell nach Flintenschüssen trieben über'n Hof, aus geplatzen, bläulich schwarzen Kapseln entwichen. Nasrins lange, glatte, braune Beine baumelten nervös. In Abels Oberlippenbartflaum perlte Schweiß.

Die harte Rötung in Wolfs Nacken und auf seinen Schultern fühlte sich wie eine Rüstung an: Er war ein außerirdischer Hummer. Überm Dach des Haupthauses, einem starren Alligator in Mauve aus Schindeln, stand die Sonne, die vorhin gelb gewesen war und später rot sein würde, in Pink umrandetem Beinaheweiß: Ewigkeit, *nunc stans*.

Auf eine Scherbe oder ein Messer gebettet träumte die dreifache Jugend von einer Welt, in der es spiegelnde Haut gab.

Kurt Schulte hatte beim Hausmeister geklingelt, der im selben Gebäude wohnte, zwei Stockwerke unter ihm. Der Hausmeister, ein Mann aus Kroatien, verwahrte einen zweiten Satz Schlüssel zu Kurts Wohnung. Kurt vertraute ihm und hatte nichts zu verbergen.

Der Hausmeister fuhr, erklärte er am Handy, leider noch in der Stadt herum, wegen Besorgungen. Er versicherte Kurt, er werde nicht länger als eine Dreiviertelstunde auf sich warten lassen. Kurt

musste Zeit totschiagen. Zum Glück regte sich Hunger. Wäre der Abend bis dahin verlaufen wie geplant, säße Kurt längst bei Würstchen in Kartoffelsuppe vor dem Fernseher, von Duftkerzen umstunken.

Von der gegenüberliegenden Straßenseite rief der Kioskpenner nach Kurt. Der alte Mann lief ihm davon, auf der Suche nach Nahrung.

Zwei Blinde sehen noch weniger als einer.

Anna Steiger sah mit Ende zwanzig nicht grundsätzlich anders aus als mit neunzehn: drahtig, nicht dürr, hohe Wangenknochen, entweder platin- oder weizenblonder Bürstenschchnitt, mal neun, mal nur sechs Millimeter lang, mit einem etwas längeren, aufgehellten oder rotgetönten Tintin-Spitz ganz vorn, drei Piercings (schlichte Stecker) in der rechten äußeren Ohrmuschel, hellblaue Augen, schlanke Hände, mitunter schwarz lackierte Fingernägel, viele Ringe, grobe Flanellhemden (bevorzugt mit Holzfällerkaros), bleiche Jeans, bequeme Turnschuhe, hin und wieder geschnürte, schwarze, halbhohe Stiefel. Die liebe Marion nannte Annas Aufmachung schlicht »die Uniform«.

Aber was wusste Marion?

Für eine längere Beziehung war sie »leider nicht lesbisch genug«, wie Anna das nannte, nach einem Zitat aus irgendeinem der vielen Bücher, die sie auswendig konnte.

Es wäre Anna nie eingefallen, sich davor zu fürchten, nicht originell zu sein. Sie nannte sich ganz selbstverständlich »lesbisch und links«, wo Leute wie Marion mit solchen Adjektiven Probleme hatten. Annas Bereitschaft, sich Gruppen zuzuordnen, war ein Zeichen des Selbstbewusstseins: »Ich sag zum Beispiel das mit dem links nicht, weil ich irgendwo dabei sein will. Sondern weil's so ist. Weil ich's bin, auch dann, wenn's mal nervt, mich und die andern. Wenn ich ins Ausland fahre, sag ich ja auch, dass ich Deutsche bin, obwohl ich daran wirklich nix cool finde. Ist halt so.«

Das Gymnasium, in dem Anna zum Wort »links« fand, stand in einem Nest weitab vom Wichtigen. Antikriegsaktionen beim Be-

such von Bundeswehröffentlichkeitsknechten, winzige Friedensdemos vor der Stadtbücherei, ein kleiner Schulstreik als Solidaritätssignal für einen Mitschüler, der wegen Ungezogenheit von der Schule verwiesen werden sollte, ein paar richtige Sätze an die richtigen Wände spraysen: links.

Präziseres Vokabular als »links«, »Scheißstaat« oder »die Kapitalisten« war zu diesen Zwecken im Kaff nicht erforderlich, schon gar keine Abgrenzung gegen andere Linke. Zwar wusste Anna bald, teils aus persönlichen Begegnungen in größeren Städten, teils aus dem Netz und dem Medienangebot im nächstgelegenen linken Buchladen der nicht allzu weit entfernten Kreisstadt, dass der Planet des Linksseins allerlei einander nicht immer grüne Tierchen kannte: Antideutsche etwa, Maoisten oder Anhänger Leo Trotzki.

Einer ihrer wenigen echten Freunde in der Oberstufe, »der schwule Georg«, wie er sich selbst nannte, gehörte erst zu einer sogenannten SDAJ, dann zur DKP, am Ende zu einer Strömung, die sich »DKP queer« nannte. »Das Wort queer«, seufzte er, »stört natürlich einige Genossen. Nicht, weil es für Homos steht. Sondern weil es englisch ist.«

Da sagte Anna: »Alle Macht kommt aus den Queerläufen.«

Im Wesentlichen waren sämtliche Leute im Kaff, die Anna mochte, schlicht Anarchisten, auch der DKPler. Der zog dann in die Hauptstadt, um dort Philosophie zu studieren.

Anna folgte. In Berlin ging es ihr zunächst darum, Milieus zu erforschen, kleine Zusammenhänge von Leuten, teils privat, teils von Sachinteressen sozialisiert: Organe organisieren. Die Clubs, queer und straight, der b-books-Buchladen und die Veranstaltungen dort, die Ladengalerie der jungen Welt, Demonstrationen, Kongresse – Rosa Luxemburg, Marx is muss –, die Kunstwelt und die Theaterszene zwischen DT, BE, HAU und Volksbühne: Was Anna damals »politisch« fand, hätte ihrem späteren Ich so wenig eingeleuchtet wie umgekehrt das spätere, stark an der Partei Die Linke orientierte Leben ihrem früheren Ich gefallen hätte. Noch Mitte 2004 erzählte sie einer Zufallsbekanntschaft, die sich zu den Grünen bekannt hatte, auf einer rotweinseligen Stehparty, die in einer